Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 48 (1968-1969)
Heft: 6: "Unrast"

Artikel: Moderne Literatur : eine Provokation?
Autor: Zeltner, Gerda
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162142

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schmerzbetäubung, Bewusstseinstrübung durch Gebrauch und Missbrauch von Medikamenten, Psychopharmaka und Rauschmitteln wie durch die ganze Vergnügungsindustrie sind auf der einen Seite, exzessives Erfolgsstreben auf der andern Seite die in den Massen mächtigen Konkurrenten der christlichen Frohbotschaft, welche die Erlösung des Menschen und die Gottesliebe verkünden. Hier Entscheidungen zu fordern und zu neuen Bekenntnissen zu führen bleibt die Aufgabe der Kirchen, die sie in jeder Epoche zu erfüllen hatten und die sie wie einst, so jetzt nur unter Kreuz und kläglichem Versagen — wenn überhaupt dann durch Gottes Gnade — leisten.

Moderne Literatur — eine Provokation?

GERDA ZELTNER

Zum neunten Mal fanden dies Jahr die Konstanzer Literaturgespräche statt, und zwar galten sie dem als Frage vorgebrachten Thema «Moderne Literatur — eine Provokation?». Über den Verlauf der Diskussionen konnte man in der Tagespresse lesen sowie auch von dem wehmütigen Fazit, dass es sich im literarischen Bereich «ausprovoziert» habe. Der Gründe sind viele; einesteils ist der Provokation der Boden entzogen, weil es in unserer Gesellschaft keine strengen Tabus noch Dogmen mehr gibt — seien sie politischer, religiöser, sexueller Natur —, die es zu sprengen gilt; des andern aber ist die Provokation, trotz dieses Sachverhaltes, geradezu zum obligatorischen Ingredienz des Literaturwerks erhoben worden: das heisst, sie wurde institutionalisiert, kommerzialisiert und verlor damit auch jeden Wert.

Dieser summarische Befund musste allerdings auf die sogenannte freie Welt beschränkt werden. Die Verhältnisse können auch anders liegen; und ein eminent wichtiger Beitrag der Gespräche war es, dass sie die Unterschiede wieder einmal genau formulierten. In Ländern, wo die Information von der Regierung zensuriert, manipuliert wird, kann ein über vertuschte Sachverhalte aufklärendes Werk einen äusserst provokatorischen Charakter haben. Zugleich wird niemand sich der Evidenz entziehen, dass hier der

menschliche Gehalt, der oft geradezu todesmutige Einsatz, mehr wiegt als die ästhetische Qualität.

Da die Diskussion jedoch vor allem unter westlichen Teilnehmern verlief, mag es erstaunen, wie sehr sie, den wiederholten Bemühungen des Vorsitzenden zum Trotz, sich nur in den Grenzgebieten der Literatur bewegte, sich mit Politik, Soziologie, Pädagogik, Religion befasste, und wie wenig mit Literatur.

So wurde man zu der Frage gedrängt, ob das Wort «Provokation» überhaupt einen tauglichen Ausgangspunkt für eine Literaturbetrachtung ergeben kann, wenn man es bloss auf die direkte, inhaltliche Aussage des Autors beschränkt. Würde man dem nachgehen, wie die relevanten heutigen Autoren zu uns reden, würde man Einzelnes betrachten, statt mit einem summarischen Image inhaltlicher Herausforderung zu operieren, dann gäben sich wahrscheinlich von innen her manche literarische Provokationselemente zu erkennen, ja, es liesse sich möglicherweise eine Art «Poetik der Provokation» ermitteln. Und dies möchte ich hier, in Ergänzung zu jenen Gesprächen, andeutungsweise versuchen.

Die heutige verwaltete, hoch technisierte Gesellschaft ist in erschreckend zunehmendem Mass auf Arbeitsteilung angewiesen und bildet für alles ihre Spezialisten aus. Damit verknüpft sich ein allgemeines «malaise». Wir alle leiden an der Spezialisierung, weil sich damit der Überblick und die Zusammenhänge immer mehr entziehen und der Einzelne auf sich selbst und seine Einsamkeit zurückgeworfen wird. Unser Wunschbild einer Figur, die über den Fachgebieten steht und, indem sie sich für das allgemein Menschliche einsetzt, sozusagen zum Sprachrohr des Weltgewissens wird, projizieren wir auf den Schriftsteller. Ohne fachliche Schulung, soll er dennoch der Gewissensführer auf allen Gebieten der öffentlichen Meinungsbildung sein.

Damit hängen wir dem Autor einen vagen und romantischen Mythos an, dessen erstes Merkmal es ist, dass er ihn überfordert. Denn, wenn noch der Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts wirkliche und fundamentale Kenntnisse aller sozialen Fragen haben konnte, so muss der heutige viele dieser Kenntnisse den Fachleuten überlassen. Allerdings scheint mir, es lassen sich heute immer deutlicher Gegenzüge erkennen. In vielen Schriftstellern ist ein neues politisches Bewusstsein erwacht, der Wille, die Verantwortung an unserer Zeit bewusst und aktiv mitzutragen. So wächst die Zahl derer, die in der Presse zum Tagesgeschehen direkt Stellung nehmen, ständig an. Ganz unverkennbar liegt darin aber auch ein Geständnis; das Geständnis nämlich, dass in der eigentlichen literarischen Schöpfung heute kein Raum mehr bleibt zur direkten Verarbeitung sozialer oder politischer Themen noch zur wörtlichen Formulierung eines Engagements.

Im literarischen Werk ist der Autor mit der Situation der heutigen Literatur verwoben. Und auch diese Situation ist mehr als früher von der

Spezialisierung betroffen. Sehr leicht liesse sich belegen, dass der Autor heute mehr als je sich auf die Sprache zurückgezogen hat, oder, genauer gesagt, auf sie zurückgedrängt wurde. Ein historischer Abriss — zu dem hier kein Raum ist — würde zeigen, wie sehr die Eigenentwicklung der Form in diese Richtung geht. Man denke beispielsweise nur daran, wie uns — im Gegensatz zu früheren Epochen oder zu diesbezüglich weniger begünstigten Ländern — jede Möglichkeit zur vielseitigen Information offensteht. Die Aufgabe der Mitteilung und Aufklärung, die zum Teil auch vom Spielfilm und der Trivialliteratur übernommen wurde, hat sich dem Schriftsteller entzogen. Und dadurch wird das «Wie» (der Sprachgebrauch) gegenüber dem «Was» (dem Sprachinhalt) an Raum gewinnen. Damit wird es jedoch legitim, den Schriftsteller — ohne dabei einem sterilen «l'art pour l'art» Vorschub zu leisten — bei dem zu nehmen, was sein Fach und sein Werkstattmaterial ist, die Sprache.

*

Unsere Möglichkeit zu direkter Orientierung hat auch weitere Konsequenzen. Wir sind durch die Massenmedien mit dem grenzenlosen Informationspotential abgestumpft. Wie sollen wir die Quantität an täglicher Benachrichtigung verarbeiten? Wir werden gezwungen, eine Art inneres Abschirmsystem anzulegen, das die Fülle aufhält und ihr verwehrt, in unseren Gefühlsbereich einzudringen: Wir nehmen uns, statt zu Herzen, alles möglichst nur zur Kenntnis.

Sind wir aber nicht misstrauisch geworden gegen den Klartext überhaupt? Alle Informationen, Pamphlete, Aufrufe, Vorschriften, alle Meldungen und Falschmeldungen sind — wenigstens der Form nach — Klartexte. Ihnen vor allem gilt unser Abwehrreflex; und es mag dabei eine weitere Ahnung mitspielen: es wird in uns der Verdacht immer dringender, dass menschliche Wahrheit nicht in eine Reihe logischer Sätze gepresst werden kann; dass sie sich wohl nur um die Ecke herum und zusammen mit dem Schweigen zu ergeben vermag.

In allen Epochen war der Schriftsteller da, um diese vom Schweigen begleitete Sprache zu finden. Was heute dazukam, ist die Forderung, dass diese sich so weit wie möglich von den Klartextrednern entferne, um den abgestumpften, abwehrenden Zeitgenossen zu erreichen und wieder aufhorchen zu lassen.

Zur Illustration sei eine einfache Gegenüberstellung angeführt. In seinen «Entretiens avec Bernard Pingaud» sagt *Brice Parrain:* «La guerre m'avait appris qu'on ne peut pas être individualiste dans un monde industriel... L'individu est devenu très faible et par là même plein de prétentions.» Das ist an sich ein durchaus richtiges Wort, das von zahlreichen Zeitdiagnosen bestätigt wird. Indem es sich aber bequem zur blossen Kenntnis nehmen und

rationell ins Museum unseres Wissens einreihen lässt, entbehrt es der explosiven Kraft: es fordert nicht unmittelbar zu der Selbstbefragung und Selbstkritik heraus, die eigentlich in ihm angelegt sind.

Dazu nun ein einfaches Gegenbeispiel: dem Leser *Nathalie Sarrautes* ist bekannt, wie ihre Texte mit Fürwörtern durchzogen sind. Statt Eigennahmen steht «il, elle, elles, ils»: auf wen bezieht sich das? Jeder wird zugeben, dass es ihn irritiert, wenn er über viele Seiten hin nicht weiss, von wem eigentlich die Rede sei; oder, wie in «Les fruits d'or» und «Entre la vie et la mort», es überhaupt nie erfährt und schliesslich in lauter Hypothesen sich selber zusammenbuchstabieren muss. Ob man das «Provokation» nennen will, ist nebensächlich, wichtig aber, dass durch die Irritation, die auf den affektiven Bereich einwirkt, das rationale Abwehrsystem ein wenig erschüttert wird und dass etwas in unser Inneres dringt. Diese unbequemen, nach einer Identität suchenden Fürwörter, die an unser Mitmachen appellieren, rufen in uns eine gefühlsmässige Vorstellung von dem zuvor bloss gemeldeten Schwachsein des Individuellen wach.

Könnte es sich dabei aber nicht auch um eine Falschmeldung handeln? Dafür gibt es Kriterien. Ginge es nämlich um eine Einzelheit, stünden sie nicht in bezug zu anderem und würden in einem ganzen dichterischen Weltentwurf bestätigt, wären auch diese «il, elle, ils» bald wieder vergessen. Sie verlieren ihren episodischen Charakter nur dadurch, dass sie ein Detail sind, ein Beitrag in einer authentischen und eigenwillig neuen Interpretation des Menschen und seiner Funktion in der Gesellschaft.

*

Wer eine fremde Sprache lernt, erfährt, dass er damit automatisch auch eine etwas andere Denkweise einübt. Von der Linguistik her ist längst bekannt, wie sehr unser Denken von der Sprache her strukturiert und abgegrenzt wird. Es ist menschenunmöglich, etwas zu denken, was nicht als Möglichkeit in der sprachlichen Morphologie und Syntax vorgegeben ist. In unserer Sprache liegt eine Art Vorurteil, eine Vorausinterpretation von allem, was uns begegnet: Tyrannei des Wortes, zahllose Möglichkeiten, die wir nicht denken können, weil die Sprache nicht will.

Das Leidigste daran ist, dass die Sprache unseres Alltags, der Zeitung, des Rundfunks etc. von Wörtern, Begriffen, Metaphern wimmelt, denen längst keine lebendige Vorstellung mehr entspricht. Sie laufen aus vergangenen Weltanschauungen oder Ideologien mit, führen eine Art posthumes Dasein und sind doch unberechenbar gefährlich, weil sie uns unmerklich den Zugang zur eigentlichen heutigen Realität verbauen.

Hier öffnet sich ein weites Feld der Möglichkeit, uns anhand des Sprachgebrauchs herauszufordern, mit Sprache Kritik zu üben an den mit Wörtern

mechanisch übernommenen und zur Lüge gewordenen Denkstrukturen. Es gibt bedeutende Texte, die sich in dieser Kritik sozusagen schon erfüllen. *Becketts* «Textes pour rien» sind kaum etwas anderes als ein ununterbrochener Guerillakrieg; ihre befremdenden Wortfolgen sind kleine fortgesetzte Sabotageakte — mit Verzweiflung und böser Genugtuung zugleich durchgeführt — gegen die Sprachschranken, die den Blick auf das vermauern, «wie es ist». Man kann das wörtlich nehmen. Diese Texte zerbrechen die Sprachschienen, auf denen unser Denken mechanisch einherläuft, sie beschädigen die Sprachbrücken, die uns ahnungslos und bequem über Abgründe führen.

Oder ein ganz anderes Buch, *Peter Bichsels* «Die Jahreszeiten». Sind sie nicht als Ganzes strukturiert wie eine Suchaktion, die immer wieder in andere Richtung fahndet? So beispielsweise die Art wie der Autor «ich» sagt und wieder abbricht, ein «er» erfindet und auch von diesem immer wieder abkommt, weil es anscheinend in eine Sackgasse führt, oder ins Leere. Das ist nicht einfach Standpunkttechnik, es bedeutet ein fortwährendes Abtasten von dem, was man von einem «er» und einem «ich», was man überhaupt von den Dingen noch sagen könne, ohne zu lügen. Das Sachbuch zeigt sich dabei noch als das Verlässlichste. «Die Jahreszeiten» sind unter anderem ein kleiner Protest-Feldzug gegen die überlebten Grimassen in unserer Sprache. Wem dieser Ausdruck zu militant erscheint, braucht nur an die Figur Kieningers zu denken: da haben wir also trotz aller Vorbehalte doch einiges über sie erfahren; und wer fühlte sich da nicht brüskiert, in seiner Behaglichkeit angegriffen, wenn er plötzlich liest: «Der Trottel glaubt, er lebe»? Brüskiert, weil wir, ehrlich gesagt, es auch schon fast glaubten, weil wir in unserem alten Tick, aus jedem Fetzen wieder eine Gestalt zu zimmern, mit der wir uns gemütlich identifizieren können, festgefahren sind. Die Lektüre ist offenbar nicht mehr so ganz «ce vice impuni», wie Valery Larbaud sie nannte.

*

Es ist eine alte Geschichte, dass *Robbe-Grillet* von diesen Problemen her seine ganze Poetik ableitete. Ihm erscheint es als eine Erbsünde, dass wir keine freien Augen hätten, um die Dinge in ihrem faktischen Dasein zu erfassen. Wir hängen ihnen moralische, psychologische, metaphysische Kategorien an und verleihen ihnen damit ein beruhigendes Aussehen. Dies aber ist blosse Ideologie, die nichts mit ihnen zu schaffen hat. Schuld daran ist vorwiegend unsere Sprache mit ihrem Gewimmel von stereotypen, gedankenlos verwendeten Wortverbindungen. Wir sprechen von der «Traurigkeit einer Landschaft», vom «grollenden Donner», der «Gleichgültigkeit des Steines» und so fort. Darin liegt jedesmal eine verlogene Projektion, die die Gegenstände vermenschlicht, ein analoges Verhalten von Mensch

und Umwelt und damit eine Einheit vortäuscht. Zwar hat die heutige Wissenschaft und Philosophie längst darüber aufgeklärt, dass diese nicht besteht, und die allumfassende Ordnung der Schöpfung, worin der Mensch geborgen wäre, eine falsche Lehre bedeutet. Indem aber diese Illusion durch unsere Sprache weiterhin in uns umgeht, sind wir in der Begegnung mit den tatsächlichen Befunden immer wieder der Enttäuschung ausgesetzt, die — wie Robbe-Grillet meint — direkt zur Tragödie anwachsen kann.

Robbe-Grillets Forderung nach Romantexten, aus denen alle Sprach-Illusionen, alle Vor-Urteile total verbannt sind, ist demnach auf einfachste Weise konsequent. Man lese jedoch ein paar Seiten und man wird bestürzt sein, wie fremd «die Wahrheit» tönt. Jede «stolze Säule», beispielsweise, könnten wir uns besser vorstellen als jene, die in «La jalousie» gezeigt wird anhand der genau gemessenen Winkel, welche ihre Schatten über eine Terrasse wirft.

Indem der Autor die Situation des Menschen in der heutigen Welt nicht mehr nur beschreibt, sondern in seinen Texten nachvollzieht, entstehen völlig neue, fast hermetische Sprachmuster. Wir müssen sie sozusagen lesen lernen, so ungewohnt ist der totale Bildersturm, der hier stattfand.

*

Hier wird eine Zwischenbemerkung zum Thema Provokation fällig. Wenn Robbe-Grillet und — obwohl weniger radikal — viele andere Autoren die Metapher liquidieren, ist das auch ein Hinweis, dass der Literatur eine neue Funktion aufgegeben wurde. Die Metapher ist ein Stilmittel jeder möglichen Idealisierung. Die Literaturgeschichte ist voll von Beispielen, wie der Dichter anhand des Sprachbildes die Welt verklären, Feindliches versöhnen, im abgründig Scheinenden einen verborgenen Sinn heraufbeschwören kann.

Sind aber die Elemente sprachlicher Weltverklärung oder Weltverzierung einmal fortgenommen, bleibt nur noch, die Welt real zu verändern. Man könnte daher der Frage nachgehen, wie weit die heute so laut gewordene und sich auch an die Literatur wendende Forderung nach Provokation mit diesem nur noch direkt vollziehbaren Einwirken zusammenhängt.

Selbstverständlich sind wir hier im Bereich der Utopie. Literatur kann die Welt nicht direkt verändern. Jedoch in diesen kleinen insistierenden Schockwirkungen durch den Sprachgebrauch kann sie unser Bewusstsein allmählich modifizieren. Die extreme bühnenmässige Stilisierung der Bewusstseinsänderung durch das Einwirken von Sprache findet sich heute in *Peter Handkes* Theaterstück «Kaspar». Vor mehr als zehn Jahren stellte *Michel Butor* davon ein faszinierendes Modell her. Sein Roman «La modification» zeigt vor unseren Augen, wie an seinem Helden durch das Aufbrechen neuer Sprachschichten, durch die Formulierungen von Inhalten

aus dem vorsprachlichen Bereich sich eine totale Wandlung vollzieht. Ein ganz gewöhnlicher Mann, der sich als eigenständig handlungsfähiges Subjekt versteht, steigt mit einem genauen Plan in einen Zug. Am Ziel seiner Reise angelangt, wird ihm das Handeln, das Ausführen seines Vorsatzes total unmöglich: Ohne dass im Äusseren das Geringste geschah, sank er fast unmerklich langsam anhand eines Ansturms sprachlicher Bezüge aus der klischeehaften Vorstellung seiner selbst hinaus ins Bedenkliche und völlig Unbestätigte.

*

In der französischen Literatur hat kaum jemand so vielfältig die falschen Sprachkonventionen demaskiert wie *Robert Pinget*. Sein jüngster Roman «Le libera» besteht aus einer Art Plaidoyer, das ein alter Mann formuliert, weil der Dorfklatsch ihn im Zusammenhang mit einem seit zehn Jahren unaufgeklärten Verbrechen beschuldigt hat. Beim Aufschlagen des Buches fallen sogleich — sehr ähnlich wie bei Nathalie Sarraute — die Punktreihen auf, welche fast refrainhaft die Sätze beschliessen. Beim Lesen wird man davon fast unablässig irritiert, da sie allemal dort stehen, wo wir das Eigentliche erwarten. Geradezu methodisch werden wir im Stich gelassen und zu eigener Vorstellung gezwungen.

Viel wurde schon von den mannigfaltigen Listen gehandelt, mit denen der moderne Romancier den Leser zum Mitmachen veranlasst. Auch dies hat mit Provokation, oder sagen wir, mit Ruhestörung zu tun. Es bringt uns zum Bewusstsein, dass wir in einer Welt leben, ob deren Gefährdung das behagliche Entgegennehmen, das passive Zuschauen eine Monstruosität geworden ist.

Es wäre jedoch zu einfach, Pingets enttäuschende Gedankenpunkte als eine blosse Taktik des Verschweigens hinzustellen. Gewiss hat dieses mit dem Thema des Romans zu tun, da ja das Plaidoyer so formuliert werden muss, dass jeder Verdacht hinfällig wird. Aber vor allem meldet sich hier die Erfahrung, dass, was im Leben geschieht, längst nicht mehr so überschaubar ist, wie die meistgekauften zeitgenössischen Romane es uns immer noch vormachen. Die Punkte sind eine der vielen Antworten des Autors auf die Unfassbarkeit des Wirklichen. So ist vielleicht, was der Leser als Herausforderung empfindet, nicht selten der Ausdruck von des Autors eigener Not. Dieser ist darauf angewiesen, dass in die leeren Stellen — die Stellen, die er nicht füllen kann — von seiten des Lesers intuitiv ahnungshaft etwas einströmt, das zusammen mit den Worten überhaupt erst eine Wirklichkeit herstellt.

Es gibt eine Reihe Wörter, vor denen man sich heute die Ohren zuhalten möchte. Etwa das Schlagwort vom unbehausten Menschen, oder von der verlorenen Mitte, oder der Entfremdung und so fort. Und doch wird nie-

mand bestreiten, dass gerade sie mit zentralen Erkenntnissen zu tun haben. Sie enthüllten einst eine Wahrheit, indem sie sie formulierten, aber in der schematischen Repetition verloren sie diese wieder. Heute sind sie direkt ein Alibi, summarische Träger einer scheinbaren Verständigung, die, indem sie uns das Denken ersparen, ein wirkliches Verständnis verbauen.

Wenn es ein allgemeines Merkmal heutigen Erzählens ist, dass es nicht mehr linear vorangeht, sich nicht an eine feste Perspektive hält, so wurde dies doch selten so konsequent durchgeführt wie bei Pinget. Ständig wechselt der Blickpunkt, ständig der anvisierte Zeitraum. Oft bleibt das *wann?* oder *wer?* überhaupt unbeantwortet. Wir irren im Lesen umher, wir spüren uns heimatlos in der Zeit und im Raum. So tragen Pingets Texte durch die unbequeme und schockierende Desorientierung von innen her wieder in unser Bewusstsein, was jene Schlagwörter ursprünglich entdeckten und was sich mit ihnen nicht mehr sagen lässt.

Aber auch hier handelt es sich nicht um eine blosse Strategie der Provokation, die ein Autor, ohne im Spiel zu sein, manipuliert. Gerade indem er darauf verzichtet, in der fiktiven Art des realistischen Romanciers über dem Spiel zu thronen, wird seine Welt undurchsichtig und fragmentarisch. Durch die Meander seiner Syntax hindurch zeichnet er seine eigene Erfahrung von der unmöglich gewordenen Orientation und sein eigenes Ausgeliefertsein in Zeit und Ort.

«Une nuit de douceur...

Une nuit de juillet sur les petits jardins de chez nous, la lune qui éclaire un pan de mur comme on dit ou un couple qui rêve sur un banc ou...»

Dies ist eine zufällig aufgeschlagene Stelle; sie tönt zunächst heimatlich, Julinacht über kleinen Gärten, wem greift das nicht ein wenig ans Herz. Aber auf Heimatliches ist kein Verlass mehr. Der Mond noch und dann, beiläufig, ein «wie man sagt», und damit wird das Vorgebrachte auch als das Verbrauchte, als Schablone denunziert. Das Bild vom träumenden Paar bestätigt nur noch, dass wir uns im Bereich eines sentimentalen Schnickschnacks befinden.

Anschliessend ist von einem Bewohner dieser Nacht die Rede: «Mortin à sa fenêtre penserait à quelque chose comme sa vie, l'échec sur toute la ligne, la mort qui gagne du terrain, les affections perdues, l'image qu'il s'était faite de soi et qui n'est plus que fumée, bref, tout ce qu'on peut dire de plat...»

Ähnliches Schwelgen des Sentiments, in der Wehmut, diesmal; und wieder nur ein paar Wörter, die alles in die Negativität befördern, indem sie es gelassen als Cafard-Rhetorik demaskieren.

Auch hier bestätigt die Ganzheit der Romankonzeption die Einzelzüge. Wenn «Le libera» das wimmelnde, meist traurige und lächerliche Leben eines imaginären Dorfes evoziert, dann ist eine unermüdliche Demystifi-

zierung durch Sprachgebrauch am Werk. Wer beispielsweise sich hier an Pingets Antiklerikalismus stösst, wird sogleich zugeben müssen: es ist ein Antiklerikalismus aus Sprachgefühl. Eine an den Formellitaneien, den Stelzengängen der Wörter und deren salbungsvoller Gestik leidende Sensibilität erfindet sich als Opfer einen Dorfpfarrer, an dem es in der Tat viel zu lachen gibt.

Wenn der Autor des weitern einen unverkennbaren Spass hat, Unsittliches zu insinuieren und es in einem halb prüd bigotten, halb sensationslüsternen Dorfgetratsch kommentieren zu lassen, wird dabei nicht eine menschliche Schwäche lächerlich gemacht, sondern die Heuchelei dieser Kommentare. Es geht überhaupt nur darum, um des Menschlichen willen, wie immer es sei, die Schablonen zu denunzieren, in denen es erstickt. Unter den verhöhnten Klischees aber erwachen die Themen zum Leben: ganz alltägliche Themen, verschüttete und in kleinbürgerlichen Moralvorstellungen versauerte Grundverhältnisse des Daseins, Schuld und Unschuld, Oben und Unten, Gott und Teufel...

Kehren wir zu unserem Zitat zurück. «L'image qu'il s'était faite... bref, tout ce qu'on peut dire de plat...» Auch hier wird nicht einfach die Wehmut des Herzens verhöhnt, es wird nur gemeldet, dass man sie *so* nicht mehr sagen kann, dass der Gemeinplatz das Gefühl von seiner Wirklichkeit abtrennt. In zahllosen ähnlichen kleinen Schocks führt das Buch uns zu der unbequemen Erkenntnis, dass wohl alles, was so gemeinhin Gefühlsleben heisst, befragt und neu formuliert werden müsste, um sich wieder den wahren menschlichen Befunden zu nähern.

Allerdings reicht Pingets Thematik weiter. Die Parodie auf Mortins Cafard besagt auch, dass der Jammer des Einzelnen über sein vertanes Leben in der heutigen Welt privat geworden und daher auch keiner echten literarischen Mitteilung mehr fähig ist. Die andere Provokation, die oft durch Pingets Klischeeverhöhnung hindurch mitläuft, gilt jener Prätention des Individuums, von der Brice Parrain berichtete; sie ist indirekte Kunde davon, dass das Innere des Einzelnen heute nichts mehr über die Welt vermag.

*

Pinget ist nur ein besonders lebendiges Beispiel, wie vielstimmig die Provokation sein kann, die dem heutigen Autor anhand des Sprachlichen offensteht und wie dabei eine Sicht freigegeben wird: eine Sicht, die nicht einfach ins Leere führt. Es genügt nicht, dass ein Autor verblüffend anderes um der blossen Verblüffung willen herbeischafft und sich des Weitern über das Schicksal der Welt hinwegsetzt. Das Nur-Neue wird, indem keine grösseren Zusammenhänge es tragen und indem es mit keiner Aussage über

unsere innere oder äussere Situation verbunden ist, sehr bald zufällig und belanglos tönen.

Dass die Sorge um diese Situation unterschwellig in ihr umgeht, dass sie hinter der schockierenden Herausforderung einer erahnten Wahrheit nachtastet, das unterscheidet die echte Provokation — den wirklichen Appell an den Leser — von der Falschmünzerei des Bluffs.

Nach diesem langen Plaidoyer für das durch den Autor geschärfte zweifelnde Bewusstsein muss ich zum Schluss auch die anfänglichen summarischen Annahmen befragen und beispielsweise die Behauptung, unsere Gesellschaft hätte die Tabus überwunden, berichtigen. Für jedes abgesetzte, mit Majuskeln geschriebene Tabu haben sich in Wahrheit Dutzende kleiner Unantastbarkeiten eingeschlichen, die, einer wirklichen Freiheit zuliebe, wiederum demaskiert werden müssen.

Ferner muss ich die optimistische Feststellung, die Information sei bei uns nicht manipuliert, ergänzen. Auch in der freien Welt ist überall Manipulation im Spiel, vielleicht nicht so sehr beabsichtigte als auf vertrackten Wegen sich selbst vollziehende: in der Weise, dass nach dem Prinzip von Angebot und Nachfrage die Informationsmedien uns möglichst das sagen, war wir zu hören wünschen, und, weiter noch, dass wir selber das heraushören, was wir, um nicht gestört zu werden, wahrhaben möchten.

Wenn aber jemand uns veranlasst, auf die Worte zu horchen, macht er uns auch hellhöriger für viele Mechanismen der menschlichen Bequemlichkeit.

In seinem Einwirken auf die Sprache und der damit verbundenen Bewusstseinsänderung kommt dem Autor der Jetztzeit nun doch wieder ein ganz fundamentales Führeramt zu. Die in der Gruppe der Lesenden provozierte Modifikation des Denkens wird auf die Gesellschaft und damit auch auf Politik, Erziehung, soziale Planung und so fort zurückwirken. Und gerade indem dieses Wirken so wenig spektakulär und so schwer nachweisbar ist, bedeutet es, im nichttotalitären Staat, wohl das schwierigste Engagement.